

# Der Erfolg eines Mannes verbürgt nicht ohne weiteres seine Grösse

Autor(en): **Jaggi, Arnold**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 37

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648338>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Der Erfolg eines Mannes verbürgt nicht ohne weiteres seine Größe

Aus dem Buche von Dr. Arnold Jaggi: „Kampf und Opfer für die Freiheit“.

Eines sei gleich unmißverständlich vorausgeschickt: Es kann und darf sich hier nicht darum handeln, Größe, die es im Gebiet des Geschichtlichen nun einmal gibt, zu leugnen oder ihr irgendwie zu nahe zu treten. Sie wird jedoch nicht immer an der richtigen Stelle gesucht. Wer die Geschichte der wirklich großen Männer oder derer, die dafür gehalten werden, näher studiert, wird nicht ganz selten inne, daß sie die unbegrenzte Bewunderung, die ihnen entgegenblüht, oft nur bedingt oder aus andern Gründen als den von der Menge erkannten, verdienen. Ihre fabelhaften Erfolge beruhen bisweilen einfach darauf, daß sie die Umstände scharfsinnig zu benutzen wußten — das ist natürlich etwas Bedeutendes — und daß sie im übrigen unglaubliches Glück und oft sehr törichte Gegner hatten. Die Torheit dieser Gegner wird dem Sieger gutgeschrieben. Selbst eine so geniale Natur wie Napoleon verdankt vieles dem bloßen Glücksfall und nicht seinem Talente. Als er geschlagen aus Aegypten zurückkehrte, benahm sich das französische Volk so, als ob er den glänzendsten Sieg davongetragen hätte. Als er erster Konsul werden wollte, brauchte er die Verschwörung nicht selbst anzuzetteln, sondern konnte die eines andern, Sieyès, benutzen. Bei der Durchführung des Staatsstreiches versagte er persönlich am 10. November 1799 in St. Cloud. Er verwickelte sich mit seiner Rede im Rat der Alten in die peinlichsten Widersprüche und verlor schließlich jede Fassung. Allein es kam nicht hierauf an; sein Bruder Lucien, der Präsident des Rates der Fünfhundert und die bereitgestellten Truppen machten gut, was Napoleon verdorben hatte. Bei Marengo, im folgenden Jahre, wußte er über die Absichten der Feinde so wenig, daß er ein geschlagener Mann gewesen wäre, wenn nicht ein rasch herbeigerufener Untergeneral ihn gerettet hätte. Dieser zahlte mit dem Leben. Der amtlich Bericht aber übergibt die Verdienste des Geopferten und schrieb dem geretteten Ueberlebenden Sieg und Ehre zu. Es war auch keine große Kunst, im Jahre 1805 General Mack in Ulm zu umzingeln, weil dieser völlig unfähig und unglaublich unorientiert war. Napoleon hatte ihn früher als Kriegsgefangenen in Paris kennen gelernt und ihn damals als einen der mitelmäßigsten Menschen bezeichnet, den er jemals getroffen habe. Man braucht auch nicht zu vergessen, daß von den 700,000 Menschen, die Napoleon über die russische Grenze führte, nicht 100,000 zurückkehrten. Hat man ihm dieses völlig gescheiterte Unternehmen nicht in mehr als einer Hinsicht zu leicht verzeihen?

Oder sprechen wir von Friedrich dem Großen. Daß dieser geniale Fürst im Siebenjährigen Kriege nicht samt seiner Monarchie erbarmungslos geschlagen und zertrümmert wurde, hing schließlich nicht von ihm ab. Der Untergang stand lange auf des Messers Schneide. Da widerfuhr ihm der förmlich unwahrscheinliche Glücksfall, daß seine Feindin, die Zarin Elisabeth, noch gerade zur rechten Zeit starb und ihr Nachfolger, einer seiner Verehrer, mit ihm Frieden und Bündnis schloß. Friedrich war zu ehrlich, um das, was aus dieser Laune des Schicksals folgte, je seinem Können zuzuschreiben.

Der einfache Mann, ja vielfach selbst der Gelehrte, rechnet mit dem überragenden Einzelnen in der Geschichte nicht im Detail ab, sondern zollt ihm uneingeschränkt, im großen und pauschal Bewunderung, wie angedeutet, ohne zu unterscheiden, wie weit die ungewöhnlichen Erfolge auf Verdienst und Genialität beruhen und wie weit auf den Zufällen eines blinden Glücks. So wird der Große — und zuweilen auch der Mittlere, Durchschnittliche und sogar Kleine — auf ein Postament gestellt und erhält gelegentlich ein wesentliches Stück Ruhm und Lob geschenkt. Das Umgekehrte kommt auch vor, nämlich, daß eine bedeutende Natur nicht als solche erkannt wird, weil das Unglück sie verfolgt hat oder die Umstände wenigstens nicht mit ihr waren.

Der Erfolgreiche, hoch Gesteigene verbreitet einen lähmenden Bann um sich, ja einen förmlichen Aberglauben, daß er nun

einmal nicht unterzukriegen sei. Im Falle der Not oder der Vergewaltigung ist es wichtig, in sich und andern derartige Zwangsvorstellungen zu zerstören und seine Seele nicht zu unterwerfen.

Man mag sich in einer solchen Lage auch an das alte Wort erinnern, es sei niemand vor seinem Ende glücklich zu preisen. Ueberdies lehrt die Geschichte, daß die im Fluge mächtig Gewordenen auf die Dauer gegen das Schicksal sehr oft nicht gefeit sind. Wir müssen uns auch dessen bewußt sein, daß wir grundsätzlich dazu neigen, mechanistisch zu denken und aus einem Erfolg notwendig auf weitere Erfolge zu schließen.

Was die Würdigung der großen Gewalttäter und das gezielte Verhältnis zu ihnen anbelangt, läßt sich wiederum nicht zuletzt von Deutschen etwas lernen. Arndt meinte betreffend Napoleon: „Man darf den Fürchterlichen so leicht nicht richten, als es die meisten tun in Haß und Liebe. Die Natur, die ihn geschaffen hat, die ihn so schrecklich wirken läßt, muß eine Arbeit mit ihm vorhaben, die kein anderer so tun kann. Er trägt das Gepräge eines außerordentlichen Menschen, eines erhabenen Angeheuers“; es bedürfe „des eisernblutigen Tyrannenbefens, den Wust aus der Welt zu fegen, damit unsere Kinder wieder klar vor sich sehen können.“ „Ein periodisches Rütteln und Ausfeigen der Tenne ist in Ordnung“, so bemerkte Johannes von Müller. Napoleon besorgte dieses. Er erprobte das Bestehende auf seine Haltbarkeit hin und merzte Ueberlebtes und Veraltetes dadurch aus, daß er die wichtigsten Revolutionsgedanken weit über Frankreichs Grenzen hinaus verbreitete und Fürsten und Völkern die Auseinandersetzung mit ihnen direkt oder indirekt aufzwang. Er nahm sie unter den Pflug und streute in die Furchen den Samen der Neuerung. Immermann meinte darum, Napoleon hätte von sich erklären können: „Ich bin Gottes Geißel, aus der Niedrigkeit berufen, euch zu züchtigen, wie ihr's durch eure Sünden verdient habt. Tut Buße! Ein andres ist diesem Geschlechte nicht zugeteilt.“ Er hielt ihn also für ein Werkzeug, das diesen feinen Werkzeugcharakter nicht erkannte und zeigte im weiteren, wie der Korbe zuerst gehaßt und verabscheut, dann aber kindisch vergöttert und schließlich als wackerer Bürger mißdeutet wurde, als ob er „eigentlich ein durchaus guter und braver Mann gewesen“ wäre und „ein Apostel vernünftiger, gemäßigter Ideen; man begriff schwer, warum dieser sanfte Charakter nicht Landprediger geworden war.“ Unverfälscht groß, so führte Immermann ferner aus, sei Napoleon allein in seinen Schlachten gewesen; aber seine Einrichtungen und „großen Kraft- und Schlagworte riefen in dem Volke immer sogleich Spitznamen“, heimliche Verböhnungen hervor.

Der deutsche Dichter Heinrich von Kleist hat in seinem Katechismus der Deutschen, zum „Gebrauch für Kinder und Alte“ ein besonderes Kapitel „Von der Bewunderung Napoleons“ verfaßt. Ein Vater, der seinen Sohn unterrichtet, läßt gelten, daß der Mächtige „das Geschäft der Unterjochung der Erde mit List, Gewandtheit und Kühnheit“ vollziehe, lehrt aber zugleich, daß der Gewalthaber um dieser Künste willen keine Bewunderung und Verehrung verdiene. „Das wäre ebenso feig, als ob ich die Geschicklichkeit, die einem Menschen im Ringen beiwohnt, in dem Augenblick bewundern wollte, da er mich in den Not wirft und mein Antlitz mit Füßen tritt.“

Der Haß ist etwas Entsetzliches, und es ist furchtbar, wenn der Mensch die Schleusen zu den Gründen dieser seiner verheerendsten Leidenschaft öffnet oder öffnen muß. Aber wer könnte und sollte gegenüber dem bedenkenlosen Unterdrücker auf seinen Willen zur Selbstbehauptung verzichten? Nur der Feige oder der übermenschlich Keine und Großherzige wird das tun. Der erste ist zu verachten und das Vorbild des zweiten nur wenigen Ausnahmemenschen, wenn überhaupt, erreichbar. Uebrigens könnte allenfalls der Sinn und die verhältnismäßige Rechtfertigung des Unterdrückers darin bestehen, die Gegenkräfte wecken zu sollen.